

Spitzbube über Spitzbube [Fortsetzung]

Autor(en): **Federer, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **25 (1921)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573685>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ernst Kreidolf, Bern.

Krankheit

Willkommen Nacht! Willkommen Stern!
 Mich dürstet nach Schlaf, ich kann nimmer wachen,
 Ich kann nimmer denken, nimmer weinen und lachen,
 Nur schlafen möchte ich gern,
 Schlafen hundert, tausend Jahr,
 Und über mir gehen die Sterne hin;
 Meine Mutter weiß, wie ich müde bin,
 Beugt sich lächelnd herab, hat Sterne im Haar.
 Mutter, laß nimmer tagen,
 Laß keinen Tag mehr zu mir herein!
 So böse, so feind ist sein weißer Schein,
 Ich kann es nicht sagen.
 So viel lange heiße Straßen bin ich gegangen,
 Mein Herz ist ganz verbrannt —
 Oeffne mir, Nacht, führ' mich in Todes Land,
 Ich habe kein andres Verlangen,
 Ich kann keinen Schritt mehr gehen,
 Mutter Tod, gib mir die Hand,
 Laß mich in deine unendlichen Augen sehen!

Hermann Hesse, Montagnola.

Spitzbube über Spitzbube.

Erzählung von Heinrich Federer, Zürich.

(Fortsetzung).

Heinz weiß noch gut, wie oft er da schon als Knabe heraufstieg, mit dem Haselstecken und dem Schäferhund, um einen Trupp Geißen zur Sommerung ins Melchtal auf die Alpe seines Vaters zu treiben. Bei seinen armen, aber lustigen Vettern Schäli hier oben machte er jedesmal Halt, und jedesmal strich ihm Seppeli sogleich ein dickes Butterbrot. Klar entsinnt er sich, wie er einst bei einem heillosen Berggewitter hier übernachten mußte, und als es über die Schindeln prasselte wie siebenhundert Bäche, noch im Heulager gottlos betete, der Allmächtige möge seine himmlischen Seen doch Tag und Nacht so weiter

ausschütten, wie vor alters bei der Sündflut, damit er hier mit den zwei Mädchen und dem Hans noch lange weiterspielen könne. Und wenn die Flut stiege, so ließe er Hund und Geißen und sogar den Hans und die Gertrud, packte einzig das Seppeli und kletterte mit ihm die Felsen hinauf. Und schwölle das Wasser noch höher und neigte den obersten Stein des Kernserberges, dann bände er sich mit ihr am gleichen Gurt zusammen, spränge tapfer ins Wasser hinaus und den fernen Geißbergstöcken zu und von da zum Titlis und so immer zu einem höhern Gipfel, der noch übers Wasser tauchte, und wollte

wahrhaft erproben, was stärker sei, das Wasser oder seine Liebe... Er wollte Seppelis Arche sein!

„Herr Heinrich, Herr Bürgler, gemacht, ich bitt' schön...“ rief es hinten.

... Aber dann einige Jährchen darauf kam es beinahe umgekehrt. Er fiel beim Steinrautensuchen auf Klisteralp und bekam zerschundene Knie und ein böses Loch in den Kopf. Man trug ihn hinunter in dieses Stadel. Die Bettersleut gaben ihm Seppelis Laubsack, der viel zu kurz war für seine langen Herrenbubenbeine. Aber er ringelte sich wohligh wie eine Kake darin zusammen. Das Bäschen brachte ihm den Haberbrei. So hübsch hatte er es noch nie gefunden wie jetzt, da es in die Suppe blies und dabei rundere und röttere Backen bekam als der posauenblasende Engel am Sankt Niklaus-Altar. Sie tropfte ihm Del in den Riß und legte Lattichumschläge auf die Stirne. Es tat wohl; aber er dachte, gäbe Seppeli ein Rükchen darauf, es heilte noch schneller. Zum Lohn für die Pflege erzählte er ihr alle Geschichten, die er vom Vater und den Nelplern wußte, und wo es nicht grauig oder leuchtend genug schien, malte er noch einen dicken Strich Schwefel oder Purpur hinzu... Er zählte sechzehn Jahre und hatte davon schon in Basel ein Jahr verstudiert und verjubelt.

He, schneller, schneller! Der Gauner dahinten läuft mir Mordio nach... „Laßt Euch doch Zeit,“ schreit er zurück, „ich wart' oben... ich muß was aus-schwitzen...“

... Wußte er keine Geschichten mehr, so erfand er solche. Die gefielen dem Seppeli noch besser. Fertig, auf Ehr und Seligkeit, 's ist fertig, mußte er immer wieder schwören. Denn noch hielt sie ihren Mund offen, um all das Wunderbare zu essen. Ja, sie sah und hörte nicht bloß, sie aß seine Geschichten wie gebratene süße Äpfel. Er mußte ihr die Lippen mit zwei Fingern schließen, damit sie glaubte: punktum, das Märchen ist aus. Er sieht es noch haarscharf, wie die Sonne niedrig durchs Fenster fiel und gerade einen Honigtupf auf Seppelis Mund traf, als er nach einer solchen Sage es zum erstenmal anders probierte und Lippe

mit Lippe schloß. Ach, das war süßer als Sonne und Honig. Er hätte es nie geglaubt. Aber es machte ihn nicht frech. Frech ist er erst in Mailand geworden. Er kann es sich nicht erklären: vor vierzehn Tagen hat er es wieder gefühlt, was für eine sonderbare Scheu sich von nun an in die Kameradschaft mit Seppeli mischte, ein seliges Angsthaben, ein Rot- und Belommenwerden. Sie hockten meist zusammen, küßten sich nicht mehr, redeten die gewöhnlichsten Sachen von Milch und Käse, Rilbi in Kerns und Schwinget im Melchtal, sie lachten und spaßten; aber das Seppeli wurde immer sorgloser, er immer sorgenvoller dabei. Wenn er dachte, daß er nun bald ohne Schwindel herumgehen könne und dann nach Hause müsse, faßte er das Mädchen plötzlich an beiden Armen, daß es aufschrie und doch wieder lachte wie ein Distelfink...

Ja, viel hat er gedacht, und nichts dachte sie, und das war vielleicht das Schöne, schoß es Heinzen durch den Kopf. „Laßt mich allein!“ drohte er wütend rückwärts. Der verdammte Hund dahinten, auf den Fersen ist er mir von Luzern weg. Keinen Schnauf Ruhe gönnt er mir!... Was kommt jetzt? o Himmel, was kommt... Peppina, Seppeli, mein Seel', und ich hab' doch nur ein Herz... Er schnob und schwigte wie ein geheßter Hirsch. In diese paar Sekunden stürzten ihm die Ereignisse von Jahren.

Als sein Knabenhimmel am schönsten blaute, hörte er eines Abends hinter der Bretterwand poltern: „Better Land-ammann, mit Vergunst, seht selber nach. Das ist nicht mehr Kinderei. Euer Bub tut ernst und schwer wie ein Mann mit Seppeli. Wir wollen nicht Schuld und Reu hinterher. Nehmt ihn weg, 's ist hohe Zeit. Jedem ist sein Kind lieb. Nehmt ihn, er hinkt ja schon hurtig wie ein Spigbub...“

Laufen, laufen, sonst verwürgt man an solchen Erinnerungen. Denn jetzt kam schwarz und schwer über sein rotes Haar. In die Fremde mit dem Nichts-nuß, hieß es. Ueber den Gotthard!

Aus jedem Schneegewässer und Doh-lenpiff unterwegs rief es ihm: Halt! zurück!... Wenn ihm ein Mensch auf dem

Paß begegnete, schrie er jedesmal: Das Seppeli grüßen, oben in Nif... und jedesmal klatschte ihm eine Maullschelle ins Gesicht, bevor er den Heiligen aussprechen konnte... Und so hat es keinen Bericht bekommen. „Trockne die Augen, sonst lachen dich die Italiener aus,“ spottete der Landammann hart... Aber, Diavolo, wie der Alte hinter mir galoppiert! Rennen, rennen! Ich muß das fertig denken... Ja, bei einer Musikbande, die über den Berg zog, horchte er zum erstenmal auf und bekam die Augen von selbst trocken. Wie die spielten und hopsten, und wie mit mächtigen Ohrenringen und einem Fegen Seide im Haar ein kohlenglutiges Mädchen vor ihm knixte und um einen Baken bat: prego, gentilissimo Signorino... Und dann am Cissee beim Hospiz, wo noch die grünen Schollen herumschwammen, da war alles neu, da vergaß er ein wenig. Und der Vater sagte: Bravo, jetzt konjugiere mir einmal ein italienisches Verbum... und Heinz begann, wie er gelernt hatte, amo, ami, ama, amiamo... Nichts da, wetterte der Vater, prego, preghi, prega. Er konjugierte es geduldig durch Präsens, Perfektum und Futurum, und hörte nochmals das Zigeunerkind klingen: prego, gentilissimo Signore. Welch ein Land mußte dieses Italien des amo und prego sein! ... Zuletzt im Hospizkapellchen, dem rissigen und feuchten, hielt ihn der alte Mönch fest am Armel und sagte vor einem Heiligenbild: „Sanct Gotthart!... Bübel, vergiß nicht, das ist ein deutsches Wort. Da unten im Süden macht die Sonne alles pflaumenweich, und so betet ein rechter Schweizer, wenn er nach Mittag zieht, zum Heiligen: steh für mich, Sanct Gotthart, daß Gott mich hart wachsen läßt, nicht wie eine welsche Pflaume, nein, wie eine eidgenössische Nuß!“ ... Daneben stand ein junges, unbärtiges Vaterlein und fügte bei: „Immerhin mit einem süßen, gelben Kern.“ ... „Reverende, das kommt von selbst,“ zürnte der Senior und schlug den Schnee seines Bartes grimmig um sich, „wenn die Nuß hart genug ist; sonst ist auch Guer Kern faul.“ ... Und Vater Landammann lächelte: „Pazienza, er versteht das noch nicht!“ ... Aber er verstand

recht gut und biß sich die Zähne in die Lippe, weil er nicht hart genug gewesen und schon wegen einem Floeden Süd das nordische Bäslein schier vergessen hatte.

... „Wollt Ihr reinweg in den Himmel stürmen?“ schrie es von hinten mit erstickender Stimme.

Er gab keine Antwort mehr, rannte und träumte weiter:

Mailand... das Schloß... Musik, Gold, Tanz, Waffenspiele! Und was für schöne Menschen! Und allen gefiel sein Haar, sein Aug', seine Lippe so gut. Mit einer Feinheit und Frechheit sagten sie es ihm, die ihn zuerst in seiner milchigen Schweizerunschuld erschreckte, aber ihm bald auch wohlthat. Ja, alle hatten ihn gern, und die schönen Mädchen vor allem. Wenn sie ihn bedrängten, schrieb er in seiner nordischen Not ein Briefchen an Seppeli. Es antwortete nie. Bekam es die Briefe nicht? oder war es überhaupt so ein Vogel nur von einem Tag zum andern? Heinzens Lippen wurden immer trockener. Er bekam Durst. Vom Obwaldnerbrünnchen kann er nicht trinken, und aus den welschen Fontänen, die so laut springen und klingen, soll er auch nicht trinken. In all dem süßen Geplätscher soll er verdursten... Hat ihn dazu der Herrgott so schlank und eben erschaffen, mit solchem Mund und solchem Durst? ... wahrhaftig nein...

Und da kam die Baranghi... Und im Glanze dieser großen, vollen, reifen Mailänderjungfer versank der ganze Norden in Nebel und Vergessen. Nicht einmal ein blonder Scheitel oder die Turmspitze von Sanct Niklausen tauchte daraus hervor. Kindereien, bah! Einst träumte, jetzt lebte er...

So, jetzt ist er oben auf der Höhe. Weit hinten kriecht das Destreicherlein im Schatten herauf. Er stützt sich in den Hüften und hat fast nicht den Mut, zu den paar Hütten zu schauen, die vereinzelt am Wege zur alten Kapelle liegen. So stand er am genauen Fleck vor vierzehn Tagen, mit dem gleichen wehtuenden Gehämmer im Herzen. Als franker Hochzeiter marschierte er da aufs Kommando des Moro bergauf... Sonderbar, hatte er im flachen Mailand das Bergsteigen verlernt, oder was war es, daß ihm der

Atem so schwer wurde? Die Berge dünkten ihn zweimal höher gewachsen, die Luft machte ihn trunken, die obwaldnerischen Gesichter und Gespräche unterwegs heimelten ihn an; er fühlte sich kraftlos und halb verzaubert, bevor er nur das Seppeli sah. Wie wird er es diesmal treffen? Warum war er nicht stärker und widerstand nicht, wenn ihm der Quider auch einen Herzogshut geschenkt hätte, dieser zweiten Reise da hinauf?

Vor vierzehn Tagen stand sie am großen Käsefesi, vom Rauch umwirbelt, der von der Feuerstatt empordampfte und Dach und Wände und selbst die Menschen darin beruht. Die Funken sprühten wie Sterne um sie im schwarzen Gnebel. Sie rührte mit beiden Armen den Gohn durch das Gesötte, damit es nicht zu dick werde und anbrenne. Wenn es dann einmal Blasen herauspuffte, mußte sie den Hans rufen, der draußen am Trog das Kästuch nekte und salzte und die Spalen weichte. Das kurze, lichte Haar um die kleinen Ohren, das sich nicht in die Zöpfe flechten ließ, hob und blähte sich im Widerschein der Flammen und umgoldete ihr flinkes Köpflein, so daß Heinz sogleich an die lustige Madonnina denken mußte, die der Maler Vinzentino Belli dem Moro jüngst in die Hofkapelle gemalt, aber Don Tito, der Schloßkaplan, als zu ungeistlich mit einem dichten Schleier hatte zudecken lassen. Nun kannst du sogar Käse machen, war sein erstes Wort. Sie kehrte sich um, guckte ihn kräftig an und tat einen lustigen Schrei. „Du? ... Saperment, ich kann dir jetzt nicht die Hand geben,“ rief sie weiter und stieß gewaltig im Geföche herum, daß es nicht überschwelle. Sie lachte laut in den Kessel hinein vor Ueberraschung und Zufriedenheit, diese arglose Bergschwalbe da, die keine Hike kennt. Bald warf sie den dünnen Hals um und rief: „He, was kannst denn du Neues? Sag' mal, hast gut welsch gelernt? Tschingga Colazza Risotto ...? Und hurtig, wie alles an ihr war, kehrte sie wieder den Rücken. Er stand wie ein armer Sünder neben diesem Bergmeitschi. Wie sauber und fed war sie geblieben, und wie unbeschwert hatten ihre gletschergrünen Augen ihn angeblickt. Er setzte sich auf eine Stabelle und

fühlte, daß er zu viel gewagt hatte. Alles Blut in ihm suchte gleichsam wieder die alten Ursprünge seines Lebens auf und saugte sich da fest, diese Berge, diese Luft von Fels und Gewölke, dieses Wasser-rauschen allum, dieses Schneeleuchten aus den Hintergründen, diese Hütte voll Heuduft und Freiheit, diese grobheimelige Sprache, diese Gesichter, dieses Feuern und Rauchen und Scheiterknistern und Leben und Lieben im leichten Hirtenfittel wie man will. Wieviel Müdigkeit, Kopfweh, Augenbrennen, Magendrücken gab es in Mailand! Wie gesund ist hier alles! Welch eine Hike und Hege immer dort fürs Herz. Hier redet alles von Ruhe. Wie vor drei Jahren steht der flohige Tisch und der Banktrog noch am gleichen Platz, der Kessel hängt am gleichen schiefen Haken, das Bild vom Bischof Nikolaus klebt am gleichen Brett in der Ecke, und die Mitra ist noch blutrot, wie er sie selbst einst überstrichen hat. Und Seppeli grüßt ihn, wie wenn er nur für eine halbe Stunde zum Häuschen hinausgegangen wäre, als ob nicht das ganze Mailand dazwischen läge, das ganze, schwere, dumme Mailand!

„Gib Scheiter her,“ weckte sie ihn ... „Du Ungeschickter... nicht solches, das sind ja Späne! Von den Bengeln dort! weißt du nicht mehr, wie man feuert? ... Da, jetzt halt mir den Gohn, 's ist Zeit ... ich muß den Hans holen ...“

Schwerfällig trottete der Bruder in den Holzschuhen herein, lachte ihn gutmütig an und machte sich dann am Käse zu schaffen. Heinz und Seppeli saßen zusammen. Sie strich ihm ein Butterbrot wie früher immer, wenn er eintrat. „Geschichten, Geschichten,“ forderte sie. „Wie du alt geworden bist,“ lachte sie und kehrte sein Gesicht mit beiden Händen gegen das Feuer. „Aber pfui, noch nicht einmal einen rechten Schnauzbart! Schau Hans an, und der ist doch jünger!“ ... „'s ist so Mode in Mailand,“ verteidigte er sich. „Und das Haar fast wie eine Frau ... nicht schön Heinz, nicht schön!“ ... „'s ist Mode so in Mailand,“ stotterte er wieder ... „Sind die Mailänder so dumm?“ fragte sie. „Na, die Zähn' hast noch immer vorne,“ lachte sie beruhigt. „Kannst nicht mehr deutsch, he? Rede doch, wie

war's dort unten? Ist's wahr, daß sie eine schneeweiße Kirche bauen wie aus Eis und Glas? Und daß der Herzog alle Tage andere Hosen anzieht und die Mädchen schon vierzehnjährig heiraten? Gibt's da schon Kinder?" fragte sie unschuldig. „Lieber Gott, und ich bin schon achtzehn!" seufzte sie munter ... Und so ging es fort, und er merkte leicht, daß sie noch frisch und weiß und süß geblieben war wie die Butter, die sie ihm aufs Brot strich, aber auch so kühl.

Der Laubsack, auf dem sie saßen, raschelte so traulich wie die alte Zeit, und sie plauderten und neckten sich und rückten zusammen, und eine süße warme Luft legte sich mehr und mehr um ihn.

Dann mußte sie in den Stall, die Ziegen melken. Er lief mit. Dieser gemütliche Stall mit dem Gedeck der Geigen und dem Geruch warmen Tierlebens ging ihm über das ganze Sforzaschloß mit seinen Geigen und Parfüms. „Laß mich," bat er plötzlich und fand sogleich den rechten Strich. Willig gaben die Tiere ihren süßen Saft. Das freute ihn unendlich. Aber da blickte der Ring der Pempina auf an seinem Finger. Er erschrak. Doch Seppeli bewunderte das Kleinod und meinte: „Ich wette, der Reif ist vom König oder von einer schönen Tschinggin, sag' doch!" Und sie wurde nicht um ein Färblein dunkler dabei. Heinz hätte gewünscht, daß sie entsetzlich schimpfe und ihn mit Eifersucht plage. Sie aber sprang gleich auf etwas anderes über und erzählte, wie unterdessen die Mutter da oben in Niklausen lange an der Gicht krank lag und hier starb. „Schau, hier im Stall saßen wir immer zu zweit. Sie fror und fror und wollte durchaus hier in der Wärme bleiben. Gott wird meine Seele auch im Stall finden, sagte sie denen, die es übel nahmen, daß sie an einem Orte mit den Tieren zum Sterben komme. Unser Jesus Christus ist ja doch auch in einem Stall zur Welt gekommen."

Rührend war es, wie einfach und arglos Seppeli solches erzählte. Und wie sie da saß mit frischem, zufriednem Gesicht, und ihm neidlos Wort für Wort vom Munde las, wußte er plötzlich, warum sie ihm früher und jetzt über alles ging. Wegen ihrer Einfachheit und Natürlichkeit! Sie

konnte ebenso gut eine Wolke am Himmel sein oder ein blustiges Bäumchen in der Wiese, eine kummerlose Bergschwalbe oder ein Sonnenstrahl, der sich selber warm genug gab, sie konnte ... nein, sie war, wie sie da saß, sein Vaterland, sein Obwalden, so lustig, so gemütlich, so sich selbst genug, sein Obwalden, von dem er geglaubt hatte, er brauche es nicht mehr und mit dem er sich nun inniger verwachsen fühlte als seine rechte mit der linken Hand.

Als er verwirrt wegfloh, ja wegfloh, und wieder in Luzern nach dem verdammten Oesterreicher spionierte, nahm er sich fest vor, nie mehr nach Sankt Niklausen zu gehen. Dieses Mädchen verdarb ihm ja alle welsche Freundschaft und wollte doch nichts andres, als sein guter Kamerad sein. Ihn aber dünkte, er liebe es auf einmal so unsinnig, wie man Vater und Mutter und Heimat und Geliebte zusammen liebe, mit jenem schweren obwaldnerischen Heimweh, um dessentwillen starke Kerle, die keine Feindesichel nieder-mähte, wie dürre Halme in der Fremde niedersanken. So oft er von der Luzernerbucht in den Seewinkel gen Süden blickte, wo die sonderbar stillen und duf-tigen Heimatberge weich in den Himmel hinaufschliefen, zog es ihm das Herz zusammen. Er erkundigte sich bei den Göldli nach dem Oesterreicher, wollte nur noch den erwarten und auf irgendeine Art zum Teufel jagen und dann mit dem schnellsten Roß nach Mailand reiten.

Und nun steht er doch wieder da und schämt sich und quält sich und weiß nicht aus noch ein. Daß er doch diesem Affen aus Innsbruck nachgab! Himmel, Hölle, welch ein Elend!

Da steht er wieder vor der Hütte und weiß es genau, er muß hinein. Aber wie er herauskommt, das weiß er nicht.

5.

Er merkte gar nicht, daß der Quicker ihn schon lange am Arm hielt und drängte, doch ins Häuschen zu treten. Der Eingang war offen. Heinz tastete sich zur Küche vorwärts. Aber auch da war alles finster und still. Man hörte nur das Vieh sich an der Rückwand reiben. „'s ist nie-

mand da," murmelte Heinz. „So müssen wir doch zum Schlegel.“ Unwillig, als wäre der gute Simon schuld daran, stieß er ihn vor sich her zum Ausgang. Langsam tappten sie der dunkeln Masse oben am Hügel entgegen. Ein schwerer Turm, eine niedrige Kapelle, ein plumpes Gehäuse vornüber gegen den Abhang verschwammen da in der Finsternis zu einem noch finsternerer unförmlichen Kloß zusammen.

„Es sind also Pilger beim Ratsherr, und das Seppeli und der Hans müssen aushelfen," erklärte Heinz vor dem Wirtshaus.

„Morgen um fünf Uhr gehen wir aber bestimmt da hinunter," flüsterte Simon und erschauerte beim „da hinunter"; denn man hatte rechter Hand eine gähnende Tiefe, von der jetzt nichts bemerkbar war als schweres, tiefes Wassergetöse aus einer grundlosen Nacht herauf. „Wir müssen... allein und ganz leise... ohne Gesell, nicht wahr," bat er und griff nach Heinzens Arm.

„Geht hier voraus," gebot dieser.

Die Stubentüre war offen. An einem langen Tisch an den Fenstern saßen drei Männer. Gerade unter dem Kreuz im Eck lehnte sich mit runden Armen ans unbequeme Gefäßer ein hübscher Mönch von vierzig Jahren und rutschte und rückte unablässig, um es behaglicher zu bekommen. Er war fein rasiert, trug schön gekämmtes, über die Ohren gewundenes Haar und hielt den kleinen erdbeerroten Mund ein wenig offen, als fehlte ihm Luft. Unter dem Doppellinn sah man deutlich die Halsader schlagen. In diesen schnellen Schlag und in das stete Hüpfen der grauen Augensterne schien alles Leben des Mannes gedrängt zu sein. Der kahle Alte rechts und der fremdartige schwarze Jüngling links schüttelten eben die Köpfe über ihn, der offenbar etwas Scharfes, ja Aufreizendes gesagt hatte. Aber sie verneinten mit einer gewissen Ehrerbietigkeit. Brot und Röpfe mit Mehklößen und Weinbecher lagen auf dem Tisch. Ein hellhaariges Mädchen mit überaus geradem, fein gestieltem Hals stand steil davor, hob eigenfönnig das Kinn und wandte sich jetzt gegen die Eintretenden. Es erkannte Heinz und grüßte ihn mit

einem zutraulichen Nicken, ohne die Hand zu bieten, als wäre man noch vor einer Stunde beisammen gewesen. „Ja, Mehni," antwortete sie gegen den Ofen, wo der Gastwirt Klebli saß, „'s hat noch genug im Kessi... Wollt Ihr? Habt Ihr brav Hunger?" fragte sie keck vom einen zum andern. „Ich komm schon mit in die Küche," bestimmte Heinz; „dorthin, Ranzler!" Er wies ans andre Tischende. Aber Simon sah und hörte nichts als das mit einer klangvollen und schmerzlichen Stimme aus der Fensterede gesprochene Wort: „Nein, liebe Herren, sagt, was Ihr wollt; aber das ist kein Leben. In die Wüste muß man wieder gehen, um das Leben zu suchen wie weiland zu Erzwater Antonius." Simon sah deutlich, wie die Ader am Hals des Mönchs schwell und hämmerte, und wie seine kleinen Augen hin und her schossen, um einen rettenden Ausgang zu finden. Aber schon das rosige Fett ringsum schien eine solche Flucht zu vereiteln.

Simon Quider erkannte sofort, daß dieser Mönch kein Gewächs aus dem Bauernboden hier, sondern etwas Vornehmes, Ausländisches und, nach der Kopfbedeckung zu urteilen, eine Art Magister sein müsse. Er setzte sich mit einer tiefen Verbeugung an das andre Tischende und horchte begierig, wie die zwei Genossen, der Junge mit dem langen, rabenschwarzen Schnurrbart, und der stramme Kahlkopf, der sicher ein hiesiger Amtsmann und Großbauer war, dem Geistlichen widersprachen. „Das sind Ausnahmen," erklärte der Greis. „Einen rettet es, zehn andre verdürbe es." — „Defan," lachte zutraulich der junge Mann, und legte seine damenhaft feine, schwer beringte Hand auf den Tisch, „Defan Albert von Bonstetten, saget selber, was wäre zum Beispiel aus mir geworden, wenn ich Euch nicht aus der Cella Sancti Meinradi entsprungen wäre? Eine Jammerkutte, eine Not und Plage des Monasteriums! Nun ging ich an meinen Platz in der Welt, bin schon ungarischer Colonello und nehme muselmännische Nester aus." Und er zeigte auf die gelbe Medaglia, die ihm auf die Brust fiel, jenen seltenen Türkenpfennig, in Gold geprägt, den der Papst nur für ausneh-

mend große Bravouren gegen den Halbmond verschenkte.

„Lieber von Sax, du wirbelst mir alles durcheinander wie vormal's lateinische und griechische Vokabeln. Elapsus! Gut! Du warst noch nicht geschoren. Ich rede von uns Priestern,“ der Defan griff vielleicht zum erstenmal seit Jahren mit Scham in seine unklösterliche Haartracht, „von mir! Nein, nein, das muß aufhören, diese Weltlichkeit, dieses Gejage um den Gulden und Kranz. Wie besudelt dünkte ich mich von dem allem dort unten, als der Eremit mich nur ansah... Auch dieses Geschreibe da, das nur Eitelkeit ist und Schmutz, weg, weg!... Was staunet ihr?“ eiferte er mit einer edeln Röte auf der Stirne. „Helfet mir eher, als daß ihr abwehret. Ich fühle, jetzt möchte ich heilig werden und jetzt habe ich recht... Tu' den Plunder weg! befahl mir der große Mann. Habt ihr gesehen, wie er mich auslachte, als ich das seidige Barrett büstete, da es mir zu Boden fiel. Fast hätt' ich's wieder fallen lassen. Dir tut der Plunder weh, glaub' mir, wiederholte er. Und ich dachte, als ich seine Bank und den Stein zu Häupten und den Stecken zu Füßen sah, ja, das muß man gerade haben zum Ruhen und zum Rennen, und alles Uebrige ist Plunder... Oh, ihr wollt mich nicht verstehen: Das ist mein Unglück. Immer wenn ich verstehe, wollen mich die andern nicht verstehen... und was kann man so allein?“ seufzte Albert von Bonstetten und zog schmollend seine erdbeerfarbene Lippe in die Höhe. Er schob den Becher von sich und steckte den Zeigfinger wie in Atemnot zwischen den Hals und den steifen Kragenaussatz. „Geht nur auch Ihr und holt Euch ein kaltes Bad dort unten,“ lud er zu Simon Quider hinüber mit einem bitteren Scherzlächeln ein. „Ich bin gründlich gewaschen! aber ob ich sauber werde? Dieser Mann ist rein, und wir alle, alle sind unsauber!“

Simon blickte verlegen in den Napf, löffelte in seiner Milchsuppe herum und kam sich sonderbar ungeschützt vor. Aber umsonst winkte er Heinzgen, der am Ofen neben dem Alebli und dem Seppeli etwas tiefer auf einem Schemel saß und ihn ärgerlich abwies. Er habe keinen Hunger und siße hier besser.

„Euer Gnaden haben ihn also gesehen... gesprochen,“ versuchte Quider schüchtern.

„Und gefühlt! Domine mi, gefühlt wie eine Faust vom Himmel, wie ein Schwert aus dem Evangelium. Ich sag's Euch frei heraus: mehr wegen einem absonderlichen Menschen stieg ich hinunter. Aber nun weiß ich, daß ich der Absonderliche bin. Er steht in der schönen Ordnung. Wir sind außer Rand und Band. Tu' den Plunder weg! Aber wie soll man soviel Plunder wegbringen? Heißt das nicht schier, uns selbst wegtun, da wir uns selbst ganz und gar in Plunder verwandelt haben.“

„Hochwürdiger Def...“

„Auch Ihr, Herr Landammann, müßt daran denken. Hat er Euch etwa gelobt wegen der französischen Pension? Und du, Filippo, hat er deine Medaglia auch nur bemerkt? Paperlapa! Wo ist der Türck? wo sollen wir reislafen? Da, da, da!“ er schlug sich mit dem weichen Handballen auf die Brust, „dienen im Herrn Jesus Christus, und außer ihm ist nichts!... Das hat er gesagt. Mir war, die Berge trachten ein Ja dazu. O Freunde, er ist ein Wunder, ein Wunder! ich erkenn's, gottlob! Aber ihr Hartohrigen...“ Indem er das sagte, ging es wie ein leichter Trost über ihn. Erschöpft lehnte er sich zurück und schaute zur Stubendecke empor, das kindlich schöne Doppeltinn streichelnd.

Landammann Reichlin von Schwanz schüttelte ungerührt und tief mißbilligend den Kopf. „Man weiß, Defan, Ihr erhitet Euch schnell für etwas Neues und Merkwürdiges. Aber mit aller Achtung gesagt, das ist nicht gesünder als ein Rausch. Ich bleibe lieber nüchtern... Laßt, laßt mich reden... Auch Ihr werdet wieder nüchtern. Der Klaus dort unten ist einer, der das Leben floh. Der hat gut vom Leben reden! Wenn ich nicht im Schnee stecke, friere ich nicht an den Füßen. Wir müssen draußen in der Welt stehen. Das ist eine andere Sache. Glaubt nicht, ich mißachte den Einsiedler. Ich hab' ihm da hinterrücks einen Faden vom Ärmel gestrupft, da, seht... diese braune Wolle... 's ist gutes Geweb aus Solothurn... hilft vielleicht daheim gegen

Glieder sucht. Ein gesegneter Mann! Wenn er vom Himmel redet, glaub' ich alles. Das ist sein Fach. Aber wenn er von der Erde predigt, von der er im Loch da unten kaum eine Runzel sieht, wenn er von Kompagnien und Sold und unsern Marchen mit euch Leblichen schwagt, da ist er ein Mensch und Irrgänger gerade und mehr als wir ... da ... da ..."

„Und,“ fuhr der Junfer de Sax ungeduldig drein und klemmte den schwarzen Schnurrbartzipfel zwischen den schmalen Zeig- und Mittelfinger, „und es gibt genug kluge Leute, die tadeln, daß er nicht gut tat, von Frau und Kindern zu laufen, dem Kleinsten noch beinahe im Wickel, und sich zu ... zu ... zu verlocken und ...“

„Besser als zu allen Dirnen laufen und Kinder da und Kinder dort, Herr Junfer,“ grollte eine rumpelige Stimme vom Ofen. „Wir haben's baß gesehen, bei Herren und Knechten ...“

Der Defan lehnte sich fröstelnd ins Eck und guckte in die Diele empor. Was jene entgegnet hatten, tat ihm halb wohl, und halb ungern hörte er nun den Spruch des Klebli.

„Das ist es nicht,“ widersprach der Schwynzer, „seine Buben stehen aufrecht, der Hans wird nächsthin Landammann, und der Kläusli studiert unten in Basel Humaniora. Das ist es nicht. Jeder folg' seiner Stimme! Aber er lass' die andern unbeschwert, die solche Stimme nicht hören.“

„Gott redet in verschiedenen Sprachen zu uns, das ist gewiß,“ lenkte von Bonstetten ein, ohne von der Zimmerdecke wegzublicken. „Und kein Mensch hat ein Ohr wie der andere.“ Er erinnerte sich an den Brief des Königs von Frankreich, der ihn vor zwei Tagen beglückte und nach Paris einlud, „ans Ohr eines ganzen aufmerkenden Volkes“ ... „Nein,“ sann er fort, „hier zwischen wilden Wassern und Wäldern könnt' ich nicht leben. Wie hart ist diese Bank, wie niedrig hängt die Decke, wie übel riecht es hier von Mensch und Mist! Paris hat Heilige wie die Wildnis ... und ist Ohr und Mund der Welt ...“

„Er soll nicht einmal lesen können,“ witzelte von Sax, und seine schwarzen

Misoxer Augen brannten mit südlichem Feuer, „keine Aventure, nichts von Orlando ...“

Der Defan runzelte die Stirne. Das Lesen, da haben wir wohl den Schlüssel. Lesen heißt zu den Menschen gehen, in alle Welt eilen, nie genug Fenster aufstun können für die edle Neugier der Seele, die uns vom Tier abscheidet. Aber nicht lesen können heißt noch das letzte Fenster zum Wissen zutun, den letzten Riegel vors Licht schieben und in seiner eigenen Dunkelheit erblinden ... Dennoch, wie geschiet redete Bruderlaus! Welch eine Stimme war das: tu' weg den Plunder und lach'! Ja, das fügte er bei: und lach'! Tausend Bücher können nicht so lärmern, wie dieses Wort mich anschrte. Und wie der Sprecher mich dabei durch- und durchschaute. Sei es, er kann nicht Buchstaben lesen; aber mich hat er von A bis Z haarklein ausgelesen ... Und jetzt schien dem Mönch, seine lateinischen Werklein über die Eidgenossenschaft, über das Kloster, über Sanct Meinrad, an denen er mit so unendlicher Stilmühe feilte, und die er Königen und Kaisern auf den Tisch legen wollte, all das sei erst recht Plunder. Aber gleichzeitig schob ihm der Junfer Filippo de Sax das Bankfissen bequemer in den Rücken, so daß er den unebenen Wandbalken minder spürte. Eine süße Schwäche übermannte ihn. Ach nein, ich bin im Plunder geboren, ich werde wohl im Plunder sterben, ich kann nicht mehr ohne ihn sein. Wie soll ich auch? Abt Konrad jagt im Vorarlbergischen auf Hirsche, Kustos Barnabas erfindet neue Gemüse, ich wenigstens studiere gern, begeistere mich an den Psalmen, feiere die heilige Messe, grüble mich schwer ins Kirchen- und Weltgeschehen und feuche, engatmig wie ich bin, den Dienern Gottes in solche Wildnisse nach. 's ist nicht so schlimm, 's ist wahrlich nicht so schlimm. Probieren wir es so weiter. Tu' weg den Plunder! ja, sortieren wir, was Plunder ist und Plunder scheint! ... Etwas minder Politik ... etwas mehr Bibel. Etwas minder Habsburg ... etwas mehr Jerusalem ... Ich wollte über König Rudolf schreiben ... jetzt, bei Gott, das ist ein Wink, jetzt schreib' ich über den Heiligen dahier ... deutsch?

... lateinisch? ... Er schloß die Augen und formte im Geiste den Titel: Incipit prologus in hystoriam fratris Nicolai de Rupe heremite Underwaldensis ...

„Der Defan ist müd, reden wir leiser,“ meinte der Schwyzer mit einem dünnen Lächeln. „Solche Bergtouren sind ihm ungewohnt.“

Ratsherr Alebli am geheizten Ofen hatte ein Bein aufgestreift und wischte manchmal mit einem Lappen Del daran. Heinz, den leicht ekelte, konnte das nicht sehen und rückte den Schemel näher ans Seppeli, das neben dem Alten auf der Ofenbank saß. Er verstand von allem Gespräch nicht drei Worte, sondern schaute von seinem niedrigen Sitz zum sauberen und zufriedenen Gesicht der Jungfrau empor, fast so unruhig und doch ergeben wie ein Hund zum Herrn. Sie ließ ihm die Hand und sagte leise Ja oder Nein auf das, was er flüsterte; aber was sie im Gerede der andern nicht beachten konnte. Ihr war nicht anders als vor vier Jahren, wenn sie bei ihm saß und Geschichten hörte. Nur erzählten jetzt die Männer da. Sie merkte auf alles, und es regte sie wohlthuend an. Beim Vater hörte sie nie so Neues. Der Bruder Klaus hatte schon oft mit ihr gesprochen, und jetzt urteilte sie, daß jede Partei übertreibe und sich Himmel und Erde recht brav in ihm mische; und daß er sich von links und rechts nichts dreinreden lasse, haufe, wo es ihm beliebt, lebe, wie es ihm behage; das gefiel ihr besonders. Hoch reckte sie den Hals und machte unwillkürlich ein angriffiges Gesicht.

Heinz jedoch dachte, daß sie wie Schnee auf ihn niederleuchte. Er erinnerte sich, wie er einst in der Mailänderschwüle zum Domgerüste emporkletterte, um jenen gewaltigen Schneeberg zu sehen, von dem man ihm erzählt hatte. So süß, so unbefleckt, aber auch so ferne, dünnte ihn, glänze jetzt ihr Gesichtlein zu ihm nieder; wie frisch gefallener Neuschnee, so rein und ach so kalt.

„Ihr solltet Lattich auflegen, nicht immer Del schmieren,“ mahnte der Schwyzer den Alebli. „Lattich saugt Hitz und Dreck aus wie fein Balsam. Mein Kuoni hatte es haargenau so überm Anie. 's rührt von einem Glamänder, nicht?“

Ratsherr Alebli nickte verdrossen. „Seppi, der Junfer will nochmal den Becher voll ...“ „Mach' schnell und sitz' wieder daher,“ bat Heinz, und zupfte sie wild am Rocksaum.

„Die hatten so rostige Hacken vorne,“ erklärte der Schwyzer dem Junfer. „Bindet also den Lattich locker aufs Bein über Nacht; das treibt den faulen Saft heraus. Dann mittags an die Sonne mit dem Knochen, die frisst das Gift rein weg. Mein Bub konnte wieder holzgerad laufen.“

„Und mäht und adert wieder, he?“ höhnte der Invalide.

„Das war dann ein richtiger Degenstich ins Genick,“ bemerkte der Schwyzer, ohne den Kahlkopf zu beugen.

„Und Ihr lasset Euch ölen und ein fetten ganz anders als mein armes Bein, und werbet und sorget für neue Krüppel. He, was meinst, Jungfer Steifhals,“ schrie der Wirt zum Seppeli, „kann ich's mit meinem Hinkelbein auch noch probieren, zu den Franzosen zu gehen und etwan zu sagen: da ist das rechte Bein, mehget es auch noch! Was meinst, Mädchen?“

Der Schwyzer zuckte bloß mit der Achsel. Defan Albertus lächelte leise, ohne die Augen zu öffnen. Er schlief nicht, hörte alles aus einer müden Verträumtheit heraus und prübelte daneben immer am Exordium herum: natus est humili genere Nicolaus cognomine de Rupe ... von Glie ... Das ist nicht Adel, dieses von, das die Bauern so leichtfertig brauchen ... Das darf man auch bei einem Gottesfreund rügen ...

„So schau doch ein wenig zu mir, Seppi,“ tuschelte Heinz, als die Jungfer dem von Sax vorgetrunken hatte. „Gefällt dir der Tschingg so?“

Sie lachte aus ihrer ganzen graugängigen Ehrlichkeit auf ihn nieder und zerrte ihn zum Späße am Ohr. „Das wär' wohl ein Narr,“ antwortete sie mit ihrer klingenden Stimme dem Wirt, „auch noch das gesunde Bein!“

„Aber exakt so närrisch habt Ihr getan, Landammann. Das gleiche Kalb habt Ihr zweimal dem Mehger gegeben.“

„Toni!“ warnte seine alte Schwester, die eben in den Kammern fertig gewor-

den war und mit Seppelis Bruder, dem Hans, jetzt neben den Quicker hinsaß, der immer gebückter zuhörte.

„Er wollt' es so, Ratsherr,“ erwiderte der Landammann kalt.

„Wie der Hans so das Hänsli,“ murrte der Klebli.

„Toni!“ warnte die Alte mit einem stechenden Blick aus dem verrunzelten Gesicht. „Heut' tut ihm das Bein wieder sonderlich weh,“ entschuldigte sie zu den Gästen, „der Föhn! Und dann jährt es sich gerade noch. Da hat er eben den Kolberi.“ Sie schrumpfte darnach mit dem Gesicht zusammen wie alte Baumrinde, so daß man Augen und Mund geradezu suchen mußte.

Ratsherr Anton Bihi, genannt der Klebli, sah zur Wirtschaftlerin hinüber. Er verstand ihr Warnen. Sei doch vernünftig, hieß es. 's geht um deinen Hosensack.

Ach was, ob's einem Gast gefalle oder nicht, er muß jetzt einfach den Kropf leeren: „In Kerns sind vier Familien in diesem einen Jahr verlumpt vor nichts als Reisläuferei. Und ich sitz' da schon Jahr und Tag und puß' mir den Unrat vom Gebein und heiß' drum der Klebli, und ich schlaf' nicht nachts und schaff' nichts bei Tag und schäm' mich vor Sonn' und Mond, daß ich so faulenz' wie eine Kuh, o Herregott... Aber ich hab' doch das Bäbi da, die Kapauzel, und Haus und Vieh und zum Leben genug. Aber Michels zum Beispiel? Die fünf Waisen im Durrerhüttli, der Leonz Gähli und all die andern Hungerteufel!... In Sarnen bauen sie jetzt hinten an der Aa einen Gaden für die Siechen. Was noch stelzen kann, bettelt... Donnerschlag, dein Alter, Heinz, ist auch so ein Pensionenfresser, der Landammann!“

Bei diesem Titel merkte der Bürgler auf. Alle schauten ihn an; aber nicht unwillig, sondern mit dem wohlwollenden Respekt, den ein so hoher Herrensohn verdient. Und Heinz fühlte die Bedeutung seines Namens angenehm mit. Er blickte mutwillig zum Seppeli auf, als wollte er auch da ein Kompliment holen. Aber es machte ein so unberührtes, gleichgültiges Gesicht, es war so überaus schön in seiner namenlosen Bauernfreiheit, daß ihm die

ganze Bedeutungslosigkeit seines Ranges neben dem Mädchen klarer als je wurde und er wünschte, er könnte als ein ebenso unbekannter Bursche neben der unbekannten Jungfer sitzen.

Der Schwyzer hatte indessen gegen Heinz mehrmals lächelnd auf die Stirne getupft. Da fehlt es dem Klebli, sollte das heißen. Nun wollte er sich gemächlich zur Wehr setzen. Auch von Sax nestelte hitzig am Gurt und fing an zu schreien: das sind Ehrlosigkeiten, das... Aber der Ratsherr war schon aufgestanden und so elend am Stecken in die Mitte der Stube gehinkt, das Gesicht grauer als sein graues Haar, daß jedes Gegenwort erlosch. Nun erst sah Simon Quicker, daß der linke Ärmel vom Ellbogen weg leer niederhing. Gerade diesen Stumpfen im Ärmel erhob der Greis jetzt statt einer Hand, und näherte ihn seiner Stirne, ohne sie bei weitem zu erreichen. Dann rief er mit einem wahrhaft tödlichen Ernst: „Da, du alter Pensionär, bin ich noch ganz frisch. Aber denen, die noch immer in die Mehget gehen, fehlt es da... und denen, die in die Mehget schicken, auch noch da, da, da!“ Und wie er nun bei diesem geschrienem da! da! links auf's Herz wies, ohne es mit dem Armstumpf zu erreichen, lief allen und dem nahesitzenden Simon zumeist das Grauen über den Rücken.

Seppeli erschrak so sehr, daß es mit beiden Händen nach Heinzens Schultern griff. Er zog sie rasch daran herunter und fragte ungestüm: „Soll ich nicht mehr fort? soll ich hier bleiben?... Seppeli... Liebes... soll ich das Reisen und Kriegen...“ „Pst, pst!“ machte sie ernst... „der Ratsherr, hör' doch!“

„Nichts für ungut; aber heut' ist doch Remigi,“ erzählte der Ratsherr mitten in der Stube so eilig, als brenne es ihn. „Dort gegen Flandria machen sie Feiertag. Und gerade an dem Tag und um die jetzige Nachtstund' kam's. Wallonen, falsche, meineidige! Kirchvogt Dmlin von Sachseln hat uns, der kleinen Stadtwach', eben den Monatsbaken um den Markbrunnen herum ausbezahlt. 's war so finster, daß wir das Geld nur mit Greifen abzählten... Ja, da kam's aus allen Gählein, ohne Latern' und Fackel, so daß wir nicht sahen, wer und gegen wen. In

allen Fenstern erloschen plötzlich die Lichter. Und daher und von den Dächern hagelt es, und sogleich spür' ich einen Hacken im Bein. Ich tast' hinunter, zerr' aus, fall' um, schleif mich sterbensübel zur Röhre, such' Wasser, mir hangen die Arme. Um mich säbelt und brüllt man. Nichts unterscheid' ich, alles schwarz. Ich trink' ... Da fliegen Ziegel, Steine und weiß der Teufel was in den Trog. Ich fühl' Steifes und Zappeliges um mich, Kaltes und Heißes, mir schwindelt, — immer wilder hekte den Sprecher die Erinnerung — „ich klettre auf eine der Röhren, schwing' mich zur Nische oben am Brunnenstoß empor; 's ist kein Heiliger, was drinnen steht, so ein welscher Laff, ich zerr' ihn am Sockel heraus, über meinen Kopf in den Brunnen ... hei, das klatscht und spritzt! und unterweil kriech' ich in sein Loch, steh' auf, so steif ich kann mit dem blutigen Bein, als wär' ich selbiges Bild. Ich seh' nur Dunkles unter mir auf und ab und hör' ein Verschreien und Berkeuchen, daß mir das Haar aufsteht. ... O ihr Leut', wer das im Ohr hat, wie der Omli brüllt': Brüoder, Brüoder! ... Und ich glaubt', er jammere zum Brüoder Niklaus da unten im Ranft, der uns so dringlich vom Feldzug abgemahnt hat ... Aber der Kirchvogt hielt noch den jüngern Brüoder bei sich, und der gab keine Antwort mehr. 's ist bald still geworden. Die Wallonen zündeten jetzt ihre fingergroßen Kirchenkerzen an. Dann hoben sie jede Leich' am Haar auf, zündeten ihr ins Gesicht und ließen sie wieder fallen ... Ich sah alle meine Kameraden, neun waren es, was für Gesichter! Fast alle haben Blut ums Maul, die Zähne hangen heraus, und die Augen sind zweimal größer, und mir ist, sie glozen zu mir herauf: da ist noch einer, der braucht's nicht besser zu haben als wir, er hat sich auch verkauft, tötet ihn! ... Und ich hör', wie die welschen Schufte das Geld jedem aus der Tasche klopfen und auf dem Sims abzählen. Und da ruft einer, dem es in die Hosen geht, ganz deutlich aus der Ohnmacht: nehmt, nehmt, auch was mir d' Mutter ins Futter genäht hat ... nur lasset mir die Seel', die arme Seel'! ... Was meint ihr, was geschah? Kein Wort

... ich hör' nur etwas ins Tuch fahren, durch und durch, dreimal wie durch einen Sack ... und jedesmal einen Schnarch. Dann wird's still. Das ist der Remigi Reinert vom Widelerhaus, noch nicht siebzehnjährig. 's ist grad sein Namens-tag. Der war ungern bei uns, wollt' immer heimdesertieren, schnarchte nachts so jung und schwer ... O ihr Leut', da sind mir die Sinne vergangen, ich fall' steif wie ein Buchenscheit an die Wand. Heut' vor elf Jahren war's um die Stund'! ... Wo ich erwach', ist's still. Nur drüben in den Ratstuben brennen wieder die Fenster, und pokuliert man. Mir sind die Lippen vor Brand zusammengewachsen. Aber ich wag' mich nicht zur Röhre hinunter, so schön das rauscht. Da hatt' ich Zeit, dem Brüoder zu rufen. Wenn ich mit dem Leben davonkomm, gelobt' ich, so will ich von nun an immer gegen das Reislaufen reden. Bei jedem Glas, das ich verzapf', will ich bitten: Most, Wein, Branx, sauft alles, nur kein Blut! ... Ich bet' und verschmachte schier, und zuletzt, da das Wasser unter mir so himmlisch rauscht wie unsre Melchaa daheim, seh' ich den Durst übers Leben und schlüpf' hinunter und trink' und entkomm' zum Friedhof und von dort zu den Unsrigen. Die machen rechtsum, in die meineidige Stadt, und Schuldig und Unschuld'ig wird zusammengemordet. Da hat's mich noch den halben Arm gekostet ... Ja, heut' war's ... nicht wahr, du altes Bein, du merkst es auch ... Ich dürst' und brenn', als ständ' ich noch dort im Brunnenstoß. Jungfer Geradhals, einen Topf, einen Topf Milch ...!“

Er krümmte sich auf seinen Stoß nieder. Seppeli flog aus der erschütterten Stube hinaus. Zitternd hielt sie ihm dann den Napf an den Mund. Tränen schwammen ihr im Auge. Heinz half ihr den Alten zum Ofen führen. „Soll ich also auch gehen und verderben? Seppeli, um Gottes willen, so sag doch!“ bat er. „Nein, nein,“ bebte ihre entfärbte hübsche Lippe, „niemand soll mehr gehen ... Bleibt doch alle da, wo wir es so schön und sicher haben ... Lieber Gott, der arme Wideler ... durch und durch ... drei Stöße ... Niemand darf mehr fort ...“

„Und unser starkes Bellenz, das den

Italienern den Riegel stößt vor unser Haus?“ bemerkte jetzt der Schwyzer besonnen, „und der Thurgau und überhaupt was wir sind und haben, wenn wir nur das fließende Bein puken und jamern wollten, wo wäre das alles? Wir wären leibeigen! Wir ständen heut' nicht so in strammen freien acht Orten, wie acht Rünge...“

„In zehn jetzt, Landammann,“ forgierte der Junfer, „Freiburg und Solothurn...“

„In acht Orten und Staaten da, nicht einmal in acht Dörfern... und jeder gefürstete Lump schöb' uns in seinen Sack...“

Albert von Bonstetten verzog die Lippen ein wenig.

„Aber ich dachte, jetzt seien wir groß und gefürchtet genug,“ wandte der Klebli müder und milder ein. „Einmal heißt es doch, den Zaun zumachen, sagt Bruderlaus. Oder wollt Ihr ans Meer mit euren Sennenfäppi, die Walfisch' melken, haha!“

Der Schwyzer blickte ihn und alle in der Stube gelassen an. Sein Kahlkopf, die verwetterte Stirne, die kleinen scharfen Augen, das rasierte lange Kinn, alles verriet den Bauern, der mäht und mistet; und dennoch blickte etwas Staatsmännisches, über Dorf und Allmend weit hinausreichendes, Unererschütterliches aus dem derben Manne. Ein römischer Konsul, träumte Albertus, der Schafe geschoren hat, die Wolle von sich schüttelt, aufs Forum geht und zum Kriege gegen Karthago rät.

„Groß genug, meinst du, Ratsherr! Man ist nie groß genug, wenn noch Größere da sind,“ sagte er einfach, und leerte sein Krüglein Milch.

„Ein famoses Wort!“ lobte Albertus für sich. „Das notier' ich mir, sobald ich allein bin.“

„Uebrigens,“ belehrte Landammann Reichlin kühn, „worum hadern wir? Niemand muß doch gehen, jeder ist frei. Gegen Buben, sechzehnjährige, wie deinen Remigi Wideler, haben wir doch ein obrigkeitlich Verbot aufgestellt... Etwas anderes war es gegen den Burgunder, den Tollen. Der wollt' uns an Haus und Hals. Da mußte man! Da waren wir

ja zusammen, Ratsherr Bizi, im Urbaner Wäldli vor Murten... Ins Flämische, das Jahr darauf, hat Euch niemand befohlen. Nicht einmal nach Nanzig hätt' einer müssen...“ Er überlegte einen Augenblick und knüpfte dann entschlossen Kittel und Brustlatz auf. „Aber man konnte, man durfte... und ich sag', ein gescheiter Eidgenoß mußte dort dem Karl den Rest geben... Ich ging bis Nanzig... Da!“ Er hatte das grobe, verschwitzte Hemd aufgeliegt. Von der rechten Brustwarze bis zum Hals lief eine breite, gehöckerte Narbe, wie ein Strich mit vielen Knoten. „Ich schick' nicht erst andere, Ratsherr, ich gehe voraus!“

Neugierig richtete der Defan sich vor und rief bewundernd: „Spartiates es!“...

„Ich könnt' noch anderes zeigen an der Hüfte... aber,“ schloß er unwillig, und knöpfte rasch zu, „schon das paßte sich nicht, gar nicht.“

Indem war der Klebli zu ihm an den Tisch gehinkt, bot ihm die Hand, und bat treuherzig: „Nichts für ungut, Kamerad. Mir brach heut' die Galle aus. Mir rauschen jene Brunnenröhren zu Rheincy noch heillos im Kopf... Aber geht nicht mehr! und keins von Euern Kindern! und niemand... Und nichts für ungut doch, wenn ich so brumme... Kommet immer wieder, Ihr seid mir ein lieber Gast, ... ihr alle,“ fügte er bei, mit einem kleinen Mißtrauen einzig den fremdartigen, einsilbigen Simon streifend; „Sommer und Winter ist hier offen, Herren... und 's ist schad', übermorgen kommt der neue Lombarderwein, das Faß liegt schon auf der Suß zu Alpnachstad. Von Monza herauf kommt er. Ich sag' euch, da sieht ihr und trinkt es wie Milch, das glutig' Italia mittsdrin in unsern Bergstöcken! und ihr schaut aus den Fenstern da zum Bruderlaus hinab und werdet so zufrieden, daß ihr weiter gar nichts mehr begehrt, sicher nichts mehr als so ein Weinfrügli und den Bruderlausenssegnen drüber...“

Seine Schwester Bäbi zog die hundertfurchige Rinde ihres Gesichtes auseinander, gab ihm aus zwei Runzeln hervor einen zustimmenden Blick und dachte: wenn er will, redet er besser als unser Pfarrer und Kaplan zusammen. Die

Fremde hat ihm halt doch 's Maul gesalbt.

„Sieht man denn von da bis ins Tobel?“ fragte von Sax, und steckte den schwarzen Banditenkopf ins Dunkel hinaus. „Hei, da in aller Weltstiefe, wo ein Lichtlein herumtanzt, muß wohl der Ranft sein.“

„Ein Licht! Ihr träumt,“ sagte Seppelis Bruder. „Der Klaus schläft ohne Kerzen.“

„Zwei, drei, vier!“ rief von Sax, „seht selber!“

„Drei,“ bestätigte Simon, von einem dunkeln Argwohn erfaßt, als käme ihm dort jemand zuvor und verriete ihn wohl noch gar, da seine Sach' sonst schon übel genug stand.

Alles lief an die Fensterchen und sah wirklich in der Tiefe der Schlucht Laternen oder Fackeln hin und her fahren. Aber da man viele Kirchturm' hoch über dem unentwirrbaren Abgrund sah, sah das so winzig aus, wie das Glimmern der Leuchtlämpchen durch die Nacht.

„Was mag es sein?“ fragte der Dekan, und schob sich behend, indem er die Seidenmütze aufstülpte, mit dem Kopfe zum Fensterrahmen hinaus. „Pilger, so spät? Oder ein Unglück? oder gar ein Verbrechen? Hört, hört.“

Aber es wehte nur der Bergwind vom Sachslerberg stoßweise ans Haus, und aus der Tiefe toste fern und einförmig die Melchaa herauf. Unheimlich hoch gingen die Bergmassen in den Himmel. Ein Frösteln überlief den Dekan. Er schob den Fensterladen vor. Das Gleiche tat Simon Quäder.

„Jetzt ist es zu kalt und naß für Wallfahrer, im Gras zu übernachten,“ bedeutete der Wirt. „'s können Hirten vom Melchtal sein. Bis über den Steg und die Fluh hinauf braucht es schon Laternen. Oder Holzer ... aber halt, jetzt stehen sie still ... das muß bei der Klaus drüben sein. Also doch zum Brüoder! Nicht einmal die Nacht lassen sie ihm ... Aber jetzt, ich seh' nichts mehr ... wo sind sie hin? Am End' ins Kapellchen gegangen, schlafen dort über die Bänke wie wir im Krieg etwan ... Na,“ er schlug sich vor den Kopf, „ich Esel, das sind ja die zwölf Römischen, eija.“

„Was Römische?“ fragte Albert aufmerksam.

„Ein Trüpplein nach Rom ... fast alles Sarnen. Der Ludwig Durrer führt sie, der Obristenhub ... ja, ja, das ist's ... Der Heilige Vater Si ... Siri ...“

„Sixtus der Vierte,“ half der Dekan, das Köpplein lüpfend.

„Hat sie erworben. Zwölfe glaub' ich gibt Obwalden ... So für den Papst,“ stotterte der Ratsherr und wurde zunehmend unsicher, „dürfen sie schon gehen ... Für Sanct Peter das Schwert ziehen, nicht? Das ist doch eine andere Sache, da wird auch der Bruderklaus ein Auge zutun und ihnen den Segen auf die Reise geben ... Nun, nun, meinethwegen laufen sie nach Rom und Napel und weiter; aber meine zwei ungleichen Knochen gehen jetzt den kürzesten Weg ins Stroh ... Gute Nacht allerseits ... Babi!“

„Gute Nacht im Herren!“ versetzte der Dekan mit lauter Kirchenstimme. „Also legen wir uns auch zur Ruhe. Wo schlaf' ich, Jungfer Babi?“

Die Alte erhob sich groß und braun wie ein Bergbaum und streckte die dünnen Finger wie Zweige aus: „du da! ... er dort! ... Ihr oben ...“ Alles erhob sich und ging ohne Widerwort auseinander.

Simon Quäder traf es, im kleinen, saubern Tenn zu schlafen, wo Seppelis Bruder und der Klebli übernachteten. Man hatte ihm einen guten Haufen Heu ins Eck geschüttet. Er breitete den Mantel darüber, zog das gelbe Brustkoller mit den gepufften Ärmeln aus und legte es sorglich unter den Kopf. Dann rutschte er den Beutel am Gurt näher ans Herz, schlug den Mantel über alles zu und bat die beiden Männer, die noch aufrecht auf ihren Heuschochen saßen: „Lasset die Laternen noch ein wenig neben mir brennen! ich lösch' sie dann!“ Er wollte nicht eher einschlafen, bevor seine Lagergenossen schnarchten.

Die Lichter im Ranft, schwante ihm, müßten irgendeine ungute Bewandnis mit seiner Mission haben. Dazu hatte ihm das Abenteuer des Klebli, der da im Streu noch sein Bein salbte, den Kopf schwer gemacht. Jedes Widerwort des Schwyzers hätte er küssen mögen. Aber einer dumpfen Unsicherheit war er doch

nicht los geworden. Ein guter Wind für seine Mission wehte hierzuland jedenfalls nicht. Nicht einmal die Söldner des Papstes schienen über jedes Bedenken erhaben.

„Einen Stöckösterreicher haben wir da ins Nest bekommen,“ hörte er den Klebli ganz deutlich brummen. Dann tuschelten die zwei noch lange verdächtig mit-sammen. „Ach, Sanft Leopold,“ seufzte der Legat für sich, „jetzt bin ich nach viel Strapaze mitten unter die Grobiane dieser Wildnis und fast ans Ziel geraten. Hilf doch deinem Desterreicher aus der Not. An ein paar Kapellen hab' ich dein Bild und Wappen gesehen. Denn das Land allum war einmal unser. Diese Käser und Melker haben rebelliert und es deinen Erben Stück für Stück weg-geraubt. Was ich also hier hole, Gold oder Söldner, ist vom Unsrigen. Und Räuber darf man wieder ausrauben...“

Noch nicht ganz beruhigt, fuhr er nach einem Weilchen fort: „Du weißt ja, um was es mir zu tun ist ... nicht so sehr ums Geld, nicht einmal mehr ums Junggüetl. Aber meine arme, elende Frau hofft ein Wunder, und dazu gehört vielleicht Geld ... das ist so eine komplizierte Sache ... gehören vielleicht Soldaten und jenes Güetl ... aber alles um die Frau ...“ Und indem er so weit von daheim, im fremden Gebirg und Volk, ohne einen guten Freund und Trost, an dieses ferne zarte Wesen dachte, wurden ihm die Augen feucht. Zugleich fühlte er eine schwere Schläfrigkeit. „Wenn sie alles sähe, alles wüßte, was ich da durchmachen muß ... o Gertrud ... 's ist nicht so leicht, ein Wunder zu bekommen ... Aber du mußt es haben ... vielleicht,“ er flog sich in die Lenden, um wach zu bleiben, „vielleicht nicht ein plötzliches wie aus dem Evangelii gehüpft! vielleicht nur ein langsames ... Daheim, in einem Garten, in einer vollen Sonne, auf eigenem, freiem Boden, und muß ich's vom Ersparnis kaufen ... zu Scherben alle Tintenässer! ... so ein langsames Wunder sicher! ... Ich hab' auch genug für mein Teil von den Herren und ihrem gnädigen Geld geschmeckt ... Wie die zwei Kerle da immer noch brummen. Nicht geheuer ist's. Oder murrst der Wald so hinter dem Stall? oder ein Wasser? ... Welch ein wilder Gau ist

das! ... Sigismund sollte hier nicht betteln, sondern befehlen dürfen ...“ Und der heilige Markgraf Leopold und der unheilige Erzherzog Sigismund verschwammen in seinem schon halbträumenden Gehirn zu einer Person ... „Wißt, ihr noch immer nichts von Eurem Vetter Battist?“ hörte er fragen ... „Oder, wir rechnen ihn auf dem Friedhof,“ kam es zurück ... Quicker bemühte sich, aufzuhorchen. ... „Aber,“ sagte der Alte, „besser wär's daheim vor der Kernserkirche als in einem fremden Graben ...“ Oder hier im helvetischen Heu ... bei offenbaren Räubern, vermochte Simon hinzuzudenken, und wollte nochmals nach der Geldkassette tasten. Aber sein Arm war wie Blei. Er lallte noch etwas Unverständliches und verlor das Bewußtsein ... „Tot ist tot,“ entgegnete Hansens helle Stimme; „das wär' mir ganz gleich, wo ich dann lieg' ... Auch im Meer? ... Wo du willst, was spürt meine Seele davon? ... Aber ich hier im Stall, gerade wie deine Mutter, bei den Geißen und Kälbern ... He, schau mal, der Desterreicher schläft. Was ist ihm denn da für ein Buch aus dem Rittelfutter geschlüpft? Der hat Geheimnisse.“

Hans öffnete das Gebetbuch. Es war mit roter und schwarzer Schrift bedruckt, und dazwischen gab es kräftige Holzschnitte. Die beiden rückten die Laterne näher und besahen sich Blatt für Blatt. Da ein Fürst mit einer Kirche in der Hand. Jetzt ein Bischof mit einer Riesentraube. Nun klopft ein Einsiedler einem Abenteurer aufs Fell und zeigt in die Flußebene. Jetzt ein Mann und eine Frau, den Kopf unterm Arm ... So was! Die Aelpler staunten. Dann der von Judas geküßte Christus im Delgarten. Judas preßte seine wulstige Lippe auf die Wange Jesu und schielte dabei zu den Delbäumen, hinter denen die Legionäre hervorguckten. Aber auch Christus küßte, und aus seinen großen Augen tropfte eine mächtige Träne. Dennoch, er küßte. „Christe eleis,“*) seufzte der Ratsherr, da er nicht wußte, was man von solcher Liebe sagen konnte. Hans wendete das Blatt. „Da, schau, schau, war die ganze Rückseite mit feiner Hand beschrieben, und Saß für

*) Aus der Messe: Christus, erbarme dich unser!

Sag hübsch nummeriert.“ „Hopla,“ knurrte der Invalide, „da steht was Besonderes; könnten wir nur lesen! Der da im Heu hat's geschrieben. Er hat mir gleich mißfallen. Guckt in jeden Spalt, redet fast nichts und drückt den Ragenkopf in den Kragen. Der führt nichts Sauberes im Schild... Es paßt wohl zum Judas hieneben. Hans, weißt du was: geh' und frag' den Heinz... Er schläft auf der Stubenbank.“

„Sie sind ja gut' Freund zusammen,“ widersprach der Junge.

„Ja, schön,“ lachte der Alebli, „hat er doch eben noch in der Küche zwei Gütterli eingesteckt, eins mit Wein und eins mit Essig, und gedeutet, er woll' seinem Habsburgerianer beim Klaus einen Streich spielen... Lauf', Bub, 's wird den Heinz selber wundern, was das Gefrigel besagt...“

(Fortsetzung folgt.)

Kritische Gedanken über expressionistische Lyrik.*)

Von Hermann Hiltbrunner, Berlin.

(Schluß).

Der alte Grieche scheint heute noch recht zu haben; denn mehr als ein zusammengewetzter Sandhaufe bedeutete die politische Aktion der aktivistischen Expressionisten nicht — wenn mir erlaubt ist, schon jetzt in der Mitvergangenheit zu reden. Das kommt daher, weil unsere große Liebe von heutzutage keine große Liebe, sondern ein nicht vollständig zu verstehender großer Egoismus ist. Dieser aber kann nie und nimmer Einheitliches, Zusammenhängendes schaffen. Seine Arbeit ist eine Vereinzeling, sein Ziel das persönliche Wohlergehen. Die Liebe ist eine Sache der Selbstsucht geworden; diese aber ist zur ewigen Unfruchtbarkeit verdammt. Die sogenannte All-Liebe aber ist eine All-Flucht. Denn sie hat keine Haltung und keine verpflichtende Kraft. Und weil man Egoist ist, mimt man Liebe oder sucht sie zu erzwingen. Die Liebe aber, die ich meine, ist eine Sache der Freiheit, nicht der Kompensation.

Dieser Kunststrichtung ist der Affekt, statt ein Mittel, Triebkraft und Bewegungsenergie zu sein, zum Zweck und Ende geworden. Hätte sie sich nicht selbstständig, abgesondert und ausgenommen, hätte sie nicht sich selbst zum Ziele gesetzt, so wäre sie das geworden, gewesen und geblieben, was man obenhin Kunst heißt. Nicht daß irgend jemand Grund hätte, zu bedauern, daß diese Ausdrucksweise sich versteinerte und persistiert (wenn auch nicht mehr lange Zeit), nein, sie hat wohl einen Sinn gehabt; sonst wäre sie nicht entstanden, sie hat wohl einen Zweck gehabt und hat ihn wohl schon er-

füllt, hat sich wohl schon ausgewirkt: nur sehe ich darin wiederum keinen Grund, ihn nicht zu beurteilen; der Physiker urteilt nach den Wirkungen — ich prüfe die Wahrheit, die Echtheit und den Wert. Die große Wirkung dieser Kunst sagt nichts aus über ihren absoluten Wert, höchstens über ihren Verwendbarkeitswert. Anderseits vermag die praktische Wirkung den Unwert einer Sache nicht zu bestreiten. Wenn der Expressionismus ein positiver Katalysator war, dann — und hier denke ich historisch — war er geradezu gut.

Wir sind zivilisierter geworden. Neben andern Vorteilen trachteten wir mit unserer Zivilisierung sicher auch danach, unsere Leiden auf ein Mindestmaß herunterzudrücken. Nun aber bewirkte unser Wille zum möglichst leidlosen Dasein das Gegenteil. Wir verfestigten uns in einer Leidenseinstellung, wurden immer leidiger mit uns selber und mit der geliebten Menschheit, wurden von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sentimentaler; wir gründeten Vereine und Parteien mit dem Ziel, die Menschheit vom Leiden zu erlösen, und als der Krieg kam, stand der Mensch wieder glücklich im Zentrum der Welt, und außer der Menschheit gab es nichts mehr. Wir dachten und empfanden wieder, aber so stark wie noch keine Zeit, seit wir sie zählen, geozentrisch und anthropomorph. Dieser Standpunkt, diese

*) Infolge verspäteten Einlaufs der Autorkorrektur sind folgende paar Verbesserungen im letzten Heft noch nachzutragen: S. 450 in der 1. Spalte, Zeile 2 von unten lies: „affektiv“ (statt „effektiv“); ferner S. 451 in der 2. Spalte, Zeile 20 v. u.: „wie scheinbar sie“ (statt „er“) und Zeile 17 v. u.: „diese Art“ (statt „er“).